

Anlagen und eine Waldbeschreibung („Besichtigung“) von 1749 „in leicht überarbeiteter Form“ folgen. Die zentralen Teile sind der dritte Abschnitt, der die „Bedeutung des Klosterwaldes für die Bürger des Klosteramts“ thematisiert (S. 14–18), der vierte, der die „Bedeutung des Klosterwaldes für die Klosterökonomie“ zum Gegenstand hat (S. 19–23), und der achte, umfangreichste, der sich mit der „Bewirtschaftung des Klosterwaldes“ befasst (S. 33–50). Hier wird mit großer Sachkunde herausgearbeitet, dass nicht zuletzt durch den rücksichtslosen Einschlag von Floßholz (Holländerholz) zur Auffüllung der herzoglichen Kasse, fehlende forstliche Fachkenntnisse auf allen Ebenen der Hierarchie und ein lange nicht vorhandenes Verständnis für das, was heute als „Nachhaltigkeit“ bezeichnet wird, ein ruinöser Raubbau am Wald betrieben wurde. Im neunten Abschnitt zeichnet Weidenbach ein ungeschöntes Bild vom „Jagdwesen im Klostergebiet“ und dessen Konsequenzen für die durch Flurschäden und Jagdfronen drangsalierte bäuerliche Bevölkerung (S. 51–54).

Ein kleines Glossar rundet das ansprechend bebilderte und mit zahlreichen Übersichten angereicherte Büchlein ab. Der in der Forstsprache nicht sonderlich kundige Leser wird darin das Stichwort „Geschirrholz“ vermissen, das neben Bau- und Brennholz zu den „Gerechtigkeiten“ gehörte, auf welche die Einwohner des Klosteramts Anspruch hatten (S. 14). Entfremdeten Stadtbewohnern der Gegenwart, die hier vielleicht an Material für die Anfertigung von Tellern, Schalen, Bestecken und dergleichen denken könnten, sei die (bei Google Books einsehbare) „Bearbeitung der deutschen Forstmannsprache“ von Stephan Behlen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts empfohlen. Deren Erklärungen vermitteln wohl auch für die davor liegende Zeit zutreffende Erklärungen und verdeutlichen die Bedeutung des Waldes für die Herstellung von vielen unentbehrlichen Hilfsmitteln im ländlichen Alltag. Demnach nannte man die „schwächeren Sortimente“ des vom Brennholz ausgeschiedenen Nutzholzes „und die von den Wagnern verarbeitet werdenden [Sortimente ...] gewöhnlich Geschirrholz“.

Stephan Molitor

Gert KOLLMER-VON OHEIMB-LOUP, Schwäbische Tüftler und Erfinder – Abschied vom Mythos? Innovativität und Patente in Württemberg im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Stuttgarter historische Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte 26), Ostfildern: Thorbecke 2016. 232 S., 49 Abb., 35 Schaubilder und Tabellen. ISBN 978-3-7995-5577-7. € 25,-

Als Mythos wird eine sagenhafte Erzählung bezeichnet, die das menschliche Dasein mit höheren Mächten verbindet und dabei mit Verstandesmitteln nicht voll ausdeutbar ist. Ein höchst passender Begriff für das Bild von Württemberg als dem Land der Erfinder und Tüftler, das seit jeher ein vermeintlich konstitutives Element der wirtschaftlichen Erfolgsgeschichte des Südwestens bildet. Allerdings fehlt es bis heute an historisch stichhaltigen Belegen für diese höchst beliebte und in Wissenschaft, Lehre und landeskundlicher Praxis gleichermaßen fleißig tradierte Vorstellung. Der Autor, langjähriger Direktor des Wirtschaftsarchivs Baden-Württemberg und intimer Kenner der württembergischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, wendet sich deshalb der überfälligen wissenschaftlichen Überprüfung auf empirischer Basis zu und fragt nach der wirtschaftshistorischen Relevanz. Dazu sollte man wissen, dass Gert Kollmer-von Oheimb-Loup in der Vergangenheit bereits die Behauptungen, dass Ferdinand von Steinbeis der Schöpfer der württembergischen Industrie sei, und dass Württemberg zu den spät industrialisierten, rückständigen Ländern gehöre, als in dieser apodiktischen Form unhaltbar widerlegt hat.

Die Leitfrage nach der Bedeutung der schwäbischen Erfinder für die ökonomische Entwicklung ist schwer zu operationalisieren, lässt sich aber über die Entwicklung der Patente in Württemberg zumindest abschätzen und birgt interessante Erkenntnisse. So zeigt die Analyse der einschlägigen Datensätze, dass im Zeitraum 1820 bis 1860 kein hoher Grad an unternehmerischer Innovation festzustellen ist. Württemberg kommt keinerlei technische Führungsrolle zu. Die damals bestimmende Textilindustrie gehört nicht zu den innovativen Branchen, zudem sind damals bedeutende württembergische Erfinderpersönlichkeiten rar und auch die gesamtwirtschaftlichen Rahmenbedingungen – man denke nur an den fehlenden Kapitalmarkt – eher suboptimal. Erst mit dem Aufstieg neuer Leitbranchen in den Jahrzehnten nach 1870 verändert sich das Bild grundlegend. Der aufstrebende Maschinen- und Apparatebau sowie die Elektro-, Chemie- und Automobilindustrie profitieren dabei von der technischen Bildungstradition im Südwesten, von Agglomerations- und Clusterbildungsvorteilen im mittleren Neckarraum, auf der Ostalb oder im Raum Heilbronn.

Gerade an diesem Punkt der Darstellung wird der Vorteil des vom Autor gewählten Vorgehens deutlich: Er verharrt nicht bei der quantitativen Analyse, sondern verknüpft geschickt die dadurch gewonnenen Informationen mit landesgeschichtlichen, volks- und betriebswirtschaftlichen Erkenntnissen sowie Quellenbefunden aus Unternehmensarchiven, wodurch seine Argumentation schlüssig, nachvollziehbar und im Kontext der regionalen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte anschlussfähig wird. Dazu gehört auch, dass die Methoden bzw. Erkenntnisse der historischen Patentforschung kritisch eingeordnet und für Württemberg in entscheidenden Punkten relativiert werden: Es lässt sich nämlich zeigen, dass sich die Innovationsfähigkeit der gerade in Württemberg überwiegend kleinen und mittelgroßen Unternehmen, die häufig aus Handwerksbetrieben entstanden sind, nicht zwangsläufig in Patenten niederschlug. Viele württembergische Unternehmen konzentrierten sich stattdessen auf kontinuierliche Verbesserungen an bestehenden Technologien, sparten sich den mit der Patentierung verbundenen Aufwand und investierten stattdessen in innovative Vertriebsstrategien und in den engen Kontakt zu den Kunden, für die man produzierte. Dies erklärt auch den nachhaltigen Erfolg der württembergischen Automobilzulieferindustrie im 20. Jahrhundert.

In der Gesamtschau zeigt sich, dass Württemberg nicht immer ein „Erfinderland“ war und der damit verbundene Mythos vom „schwäbischen Tüftler“ ins Reich des – sagen wir einmal – Wunschdenkens gehört. Dieses sicherlich für viele überraschende Ergebnis macht zugleich deutlich, dass die Wirtschaftsgeschichtsforschung innerhalb der Landesgeschichte unverzichtbar ist: Alte Mythen, die oftmals wirtschaftliche Schlüsselthemen betreffen, müssen im Licht moderner Methoden und interdisziplinärer Analysekonzepte überprüft, gegebenenfalls als Klischees entlarvt und dadurch der wissenschaftliche Blick auf die historische Realität geweitet werden. Um dieses Ziel zu erreichen, ist eine mikrofundierte Innovationsforschung auch in Württemberg weiterhin ein Forschungsdesiderat, diese Studie liefert dazu wichtige Anregungen und Grundlagen.

Uwe Fliegau